

Zeitschrift:	Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy
Herausgeber:	Schweizerische Philosophische Gesellschaft
Band:	7 (1947)
Artikel:	Das "Labyrinth des Kontinuums" und die "prästabilierte Harmonie" in ihrer Beziehung zum mathematischen Denken Leibniz'
Autor:	Fierz, M.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-883471

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das „Labyrinth des Kontinuums“ und die „prästabilisierte Harmonie“ in ihrer Beziehung zum mathematischen Denken Leibniz’

von M. Fierz.

(Vortrag, gehalten vor der Philosophischen Gesellschaft in Basel.)

Die Denkweise von Leibniz, dem einen Erfinder der Differentialrechnung, ist ausgesprochen mathematischer Art. Seine Philosophie kann man als Ergänzung seines mathematischen Schaffens auffassen. So möchte ich Ihnen zeigen, daß seine Monadenlehre einen engen Zusammenhang mit seiner größten mathematischen Leistung, der Differentialrechnung, aufweist, welche er selber als die Wissenschaft vom Kontinuum bezeichnet hat.

Es ist auch kein Zufall, daß eines der anregendsten Bücher über Leibniz’ Philosophie von dem Mathematiko-Philosophen Russel Bertrand stammt. In diesem Buche wird nun allerdings der logische Aspekt seiner Philosophie besonders betont. Diese Betrachtungsweise ist sehr fruchtbar, doch muß man dabei bedenken, daß für Leibniz die Logik einen Teil der Mathematik bildete, weshalb er auch zum Begründer der Logistik geworden ist.

Leibniz suchte die Welt als einen mathematisch wohlgeordneten Kosmos zu erschauen. Seine Monadenlehre ist ein Versuch, das Erschaute zu formulieren. Das ist sein Hauptziel, dem alles andere untergeordnet wird. Daß er mit seinen Formulierungen noch andere Zwecke äußerer Art verfolgte, hat dabei der Sache wohl mehr geschadet als genutzt. Daher kommt es, daß die Darstellungen seiner Gedanken, wie er sie in seinen Briefwechseln mit Gelehrten gegeben hat, die weitaus besten sind — wenigstens für meinen Geschmack.

Ich möchte Ihnen nun eine Darstellung der Monadenlehre geben, wobei ich die für das Folgende wesentlichen Gesichtspunkte stets in den Vordergrund rücken will. Also eine sys-

matische Darstellung, wobei der mathematische Charakter dieser Metaphysik deutlich werden soll. Ich bin mir dabei darüber im klaren, daß auf diese Weise lediglich ein bestimmter Aspekt dieses Denkens zur Geltung kommt.

Leibniz hat, als eines der Grundprobleme, die Frage nach dem Wesen der Substanz vorgefunden. Diese Frage ist so alt wie das europäische Denken überhaupt und diesem eigentümlich. Daß eine besondere Geisteshaltung nötig ist, um diese Frage als primär zu empfinden, erhellt daraus, daß z. B. das chinesische Denken dieses Problem nicht behandelt, sondern von ganz anderen Konzeptionen ausgeht. Substanz und Erscheinung ist ein zusammengehöriges Begriffspaar oder Vorstellungspaar. Für ein naives Denken sind die Substanzen Träger der Erscheinung, wie etwa ein Mensch Träger seiner Kleider oder seiner sozialen Rolle ist, hinter der er sich verbirgt. Für Leibniz, als Mathematiker, ist nun der Begriff der Einheit der Grundbegriff. Daher kommt er dazu, die Substanzen als Einheiten aufzufassen. Eine Einheit ist nicht teilbar. Die Dinge sind teilbar; also sind sie keine Substanzen, d. h. Einheiten, sondern aus solchen zusammengesetzt. Da das Räumliche stets teilbar ist, so können die Substanzen nicht räumlich sein. Da man den Raum, das Kontinuum, nicht aus Einheiten, d. h. aus Punkten, zusammensetzen kann, so ist der Raum nicht Substanzielles — überhaupt nichts Wirkliches. Worauf kann sich nun die Philosophie stützen, um aus den Einheiten, den Substanzen, die Eigenschaften der zusammengesetzten Dinge abzuleiten? Oder, da die Eigenschaften der Dinge auf diejenigen der sie aufbauenden Einheiten zurückgeführt werden sollen: Wodurch sind die Eigenschaften der Einheiten bestimmt? Durch Betrachtung der räumlichen Welt kann keine Antwort gefunden werden; denn der Raum ist ja nichts Wirkliches, nichts Substanzielles. Hier antwortet nun Leibniz: Die Gesetze der Mathematik (und die der Logik als Teil der Mathematik) sind die allgemeinsten Grundlagen aller Wahrheit und daher auch allen Seins. Aus ihnen muß das Wesen der Substanz gefolgert werden. Damit dies möglich ist, enthalten die Einheiten ihre Eigenschaften auf formale, d. h. mathematische Weise und bestimmen das Zusammengesetzte auf formale Weise. Ihre Eigenschaften sind in ihnen enthalten, wie das Prädikat eines Satzes in seinem Subjekt oder wie die Eigenschaften eines

mathematischen Gebildes in seinem formelmäßigen Ausdruck. Daher heißt Leibniz die Einheiten auch formale Prinzipien. Da es aber weiter für Leibniz sicher war, daß die Seelen der Menschen Substanzen sind, und dies scheint dem ursprünglichen Sinne dieses Begriffes auch angemessen, so sind also unsere Seelen auch Einheiten und die Einheiten etwas wie Seelen. Von diesem Gesichtspunkte aus heißt er dann die Einheiten gerne Monaden — ein Terminus, den er wohl aus der hermetischen Philosophie entlehnt hat (van Helmont). Die Vorstellung, daß die Seele ein formales, mathematisches Prinzip sei, ist offenbar sehr verwandt mit der pythagoräischen Lehre, daß die Seele eine Zahl sei; ja, man kann sagen, es sei dieselbe Auffassung, nur in einer, der Entwicklung des mathematischen Denkens entsprechend differenzierten Form.

Da nun die Monaden Einheiten sind, so können sie untereinander keine Wechselwirkung haben. Sie nehmen nicht Teil aneinander, sonst hätten sie ja Teile. Jede Monade ist also eine Welt für sich. (Dies scheint eine notwendige Konsequenz des Substanzbegriffes zu sein, welche das Denken im Rahmen einer prädikativen Logik zugeben muß, obwohl diese Konsequenz dem Gefühl widerspricht, dem ja Teilnahme alles bedeutet. Doch das nur nebenbei!)

Die Welt der Monade ist nichts anderes als das mathematische Gebilde, das durch die Monade formal dargestellt oder ausgedrückt wird. Daher heißt Leibniz die Monaden auch Principes représentatifs.

Man kann sich nun fragen, warum an dieser Stelle der Leibnizsche Gedankengang nicht im Spinozismus endet. Es wäre doch natürlich anzunehmen, daß, da es nur eine Welt gibt, auch nur eine Monade oder Substanz existiert — was eben der Schluß des Spinoza war. Dieser Schluß ist aber ganz unchristlich, weil doch jeder Mensch eine Seele hat, welche Substanz ist. Er entspricht auch nicht der ursprünglichen Idee von Substanz. Er mußte also von Leibniz verworfen werden. Weiter hatte er aber noch einen zweiten, guten Grund gegen diese Auffassung. Gäbe es nämlich nur eine Monade, so wäre diese mit Gott identisch. Die Monaden sind aber nach seiner Auffassung nur formale Prinzipien — Gott aber ist mehr, er ist die Quelle aller Existenz und deshalb kein Monade. Im Formalen nämlich kann kein

Grund der Existenz gefunden werden. Zwar sagt man in der Mathematik oft, ein mathematisches Gebilde existiere. Damit meint man aber nur, daß das durch ein Axiomensystem und durch Formeln definierte Gebilde widerspruchsfrei sei, oder daß es konstruiert werden könne. Das ist eine bloß hypothetische Existenz. Leibniz sagt, in diesem Sinne, die Mathematik sei das Reich des Möglichen oder Idealen. Es gibt aber viele Gebilde, die mathematisch möglich oder widerspruchsfrei definiert sind. Aber hieraus folgt noch nicht, daß diese Gebilde als Realitäten existieren. Insofern der Existenzgrund im Formalen nicht gefunden werden kann, ist die Existenz etwas Irrationales. Diese Tatsache wird nun in der Leibnizschen Metaphysik in eigentümlich dialektischer Art ausgedrückt und ausgewertet, wie wir noch sehen werden. Leibniz heißt das wirklich Existierende, insofern es irrational ist, «contingent», was gewöhnlich mit «zufällig» übersetzt wird. Sinnvoller sollte man aber diesen Terminus technicus mit «willkürlich» übersetzen; denn Gottes Wille hat das Reale geschaffen und erhält es dauernd. Auch unterscheidet Leibniz ausdrücklich Contingence von Hasard, was Zufall im deutschen Sinne bedeutet.

So wie die Sonne ihr Licht dauernd erhält, so erhält Gott die Monaden dauernd als Realitäten. Ohne ihn hätten sie keine Realität. Was real existieren soll, das ist seiner höchsten Weisheit anheim gegeben. Nach uns zwar unbekannten, aber zureichenden Gründen hat er seine Wahl unter den unendlichen Möglichkeiten getroffen. Wenn im Reiche des Möglichen oder Idealen der Satz vom Widerspruch höchstes Prinzip ist, so ist im Reiche des Realen der zureichende Grund Gottes das höchste Prinzip.

Leibniz glaubt nun aber dennoch, daß gewisse Aussagen über diese zureichenden Gründe der höchsten Weisheit gemacht werden können. Die Welt oder der Kosmos muß nämlich einheitlich und vollständig sein, und von allen solchen möglichen Welten hat Gott überdies, gemäß seiner Güte, die bestmögliche ausgewählt. Die Einheit der Welt besteht darin, daß alle Monaden die gleiche Welt darstellen oder formal ausdrücken; die Vollständigkeit besteht darin, daß alle möglichen Arten diese Welt darzustellen realisiert sind. Diese Konzeption des Kosmos ist die prästabilierte Harmonie.

Man kann dieses Weltbild durch ein mathematisches Modell näher illustrieren, wodurch sein eigentümlicher Charakter besonders deutlich wird. Es kommt dann die ihm innewohnende Problematik klar zum Ausdruck, welche man als den Gegensatz des Einen und des Vielen (im Sinne Platons) schlagwortartig bezeichnen kann. Leibniz hat sich aus diesem Problem durch eine dialektische Antwort herausgewunden, nämlich durch seine Auflösung des Labyrinthes des Kontinuums.

Das mathematische Modell, das ich Ihnen nun schildern möchte, wird durch die Theorie der analytischen Funktionen geliefert; wohl eines der schönsten Gebiete, das durch die Differentialrechnung erschlossen wurde. Dabei gehe ich von einem Satze aus, den Leibniz gerne an die Spitze seiner Darstellung gestellt hat (An de Volder 24. III. / 3. IV. 1699): «Tale est axioma quo utor: nullam transitionem fieri per saltum.» Wenn man die Welt als Funktion betrachtet, welche von den Monaden formal dargestellt wird, so bedeutet dieses Prinzip, daß diese Funktion stetig oder, wenn man das Prinzip in seiner ganzen Strenge fordert, daß sie analytisch sein müsse. Analytisch heißt (cum grano salis), daß auch alle Änderungen der Funktion, ihre Ableitungen, stetig sind. Die Welt ist also ein analytisches Gebilde. Nun ist eine solche Funktion gegeben, wenn ihr Verhalten in einer beliebig kleinen Umgebung eines Punktes bekannt ist. Man sagt: Es ist ein Funktionselement gegeben. Durch analytische Fortsetzung kann aus einem Funktionselement die ganze Funktion entwickelt werden. Daher kann man aus dem Verhalten der Funktion in der Umgebung eines Punktes auch auf ihr Verhalten in derjenigen irgend eines andern Punktes schließen. Die Funktion ist dabei in einer solchen Punktumgebung bekannt, wenn ihre sämtlichen Ableitungen in diesem Punkte gegeben sind. Das ist eine unendliche Anzahl von Konstanten, welche die Funktion z. B. als unendliche Reihe oder Summe bestimmen.

Wenn wir nun ein solches Funktionselement als Abbild einer Monade auffassen, so ist ihr formaler Inhalt die Gesamtheit der Summanden, welche die Funktion an der betreffenden Stelle definieren. Die Gesamtheit aller Funktionselemente bildet das analytische Gebilde, diejenige aller Monaden bildet die Welt. Gleich wie jedes Funktionselement schon die ganze Funktion definiert, so ist jede Monade ein Spiegel des Universums. Jedem

Funktionselement entspricht eine bestimmte Potenzreihe, welche aber immer die gleiche Funktion darstellt. Und in der Gesamtheit aller Elemente sind alle möglichen Potenzreihen für die betreffende Funktion enthalten. Entsprechend stellen die Monaden in ihrer Gesamtheit die Welt auf alle möglichen Arten dar. In diesem Sinne ist also die Einheit und Vollständigkeit der Welt erfüllt.

Da nun für Leibniz die Monaden etwas wie Seelen sind, so hat er angenommen, daß jede Monade ein gewisses Bewußtsein ihres formalen Inhaltes habe. Bewußtseinsinhalte sind aber Vorstellungen. Also haben die Monaden mehr oder weniger klare oder bewußte Vorstellungen. Wären diese alle völlig bewußt, so hätte die Monade eine klare Kenntnis des ganzen Universums in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Im mathematischen Bilde bedeutet das: Das Funktionselement hat eine gewisse Kenntnis von der Größe der Summanden, durch welche die Funktion als unendliche Reihe dargestellt wird. Nun ist aber diese Kenntnis beschränkt, denn die Monaden sind endliche Geschöpfe, und so sind unserem hypothetischen Bewußtsein nur eine endliche Anzahl von Summanden wirklich bekannt. Da nun in einer unendlichen Summe die Summanden schließlich beliebig klein werden — sonst konvergiert die Reihe nicht —, so ist die Annahme natürlich, daß die Summanden, wenn sie eine gewisse Größe unterschreiten, dem Bewußtsein entzschwinden. Diese Summanden, welche ihrer Kleinheit wegen nicht mehr wahrgenommen werden — und es sind unendlich viele —, entsprechen den von Leibniz so benannten petits perceptions, welche vom Bewußtsein nur als dunkler, und im wesentlichen störender Untergrund wahrgenommen werden.

Die weitere Bestimmung der Welt, das heißt die Auswahl einer bestimmten analytischen Funktion, geschieht nach Leibniz dadurch, daß die Welt die beste aller möglichen Welten sein soll und als solche die größte Fülle von Realität enthalten muß. Dieser Gesichtspunkt hat den Charakter einer Extremalforderung und müßte mathematisch durch ein Variationsprinzip formuliert werden. Leibniz meinte aber, daß es einem endlichen Geiste versagt sein, dieses Variationsprinzip näher zu umschreiben. (Natürlich hat Leibniz das nicht so ausgedrückt, da die Variationsrechnung damals noch nicht existierte. Immerhin hat

er und sein Schüler als erste Probleme behandelt, die durch Variationsrechnung gelöst werden müssen.)

Wenn wir nun in solcher Weise die Monadenlehre durch die Funktionentheorie illustrieren, so erscheint auch eine Behauptung von Leibniz in neuem Lichte, nämlich die Behauptung, es könne keine zwei Substanzen geben, die völlig identisch seien. Das ist die Identität der Indiscerniblen.

Man kann sich nämlich in der Funktionentheorie auf folgenden Standpunkt stellen: Gelangt man von einem Funktions-element aus durch analytische Fortsetzung zu einem Punkt, in dessen Umgebung sich die Funktion gleich verhält wie am Ausgangspunkt, so wird von nun ab auch alles weitere gleich verlaufen. Also muss man daraus schließen, daß man wieder zum Ausgangspunkt zurückgelangt ist. Das bedeutet z. B., daß man eine periodische Funktion einer Variablen als auf einem Kreise definiert betrachten soll. Das Durchlaufen einer Periode entspricht dem Umlauf um den Kreis. Durch diese Interpretation wird auch eine Seite der Leibnizschen Auffassung von Raum und Zeit beleuchtet, nach welcher die Raumstruktur durch die Ordnung der Substanzen gegeben ist, bezw. gleichbedeutend mit dieser Ordnung ist.

Ich glaube, daß durch diese Betrachtungen die mathematische Struktur der Monadenlehre äußerst eindrucksvoll zur Geltung kommt. Die Entwicklung der Funktionentheorie, wie wir sie hier benutzt haben, gehört ja viel späterer Zeit an. Es ist aber bemerkenswert, wie der Erfinder der Differentialrechnung in seiner metaphysischen Begriffsbildung diese Entwicklung antizipiert hat.

Die hier gegebene Analogie mag Leibniz schon vorgeschwobt haben, als er an Joh. Bernoulli schrieb (16. 5. 1699): «Die Kurven, die aus freier Hand gezogen werden, verhalten sich wie die natürlichen Maschinen (das sind die Organismen); d. h. sie können durch kein endliches Gesetz dargestellt werden. Wenn Du das bei solchen freien Kurven zugestehst, wirst Du sehen, wenn Du die Sache genauer überlegst, daß dies auch für natürliche Maschinen zugestanden werden muß.» Ich hätte den vorhergegangenen Ausführungen auch diesen Satz voranstellen können; denn wir haben uns eben gerade die hier angedeutete Idee genauer überlegt.

Es mag Ihnen nach allem aufgefallen sein, daß mit unserer Analogie der Monadenlehre und der Analysis etwas nicht stimmt. Wir haben offenbar in unerlaubter Weise mit dem unendlich Kleinen gespielt. Während nach Leibniz die Welt aus Monaden als Einheiten aufgebaut ist, so gilt für eine Funktion nicht, daß ihre Elemente als Einheiten gelten könnten. Eine solche Vorstellung würde bedeuten, daß man aktuell unendlich kleine Teile zuläßt, wirkliche Differentiale, aus denen das Kontinuum oder die Funktion aufgebaut ist. Man weiß aber, daß eine derartige Vorstellung zu Widersprüchen führt.

Das heißt aber, das Prinzip der Stetigkeit: «nullam transitio-
nem fieri per saltum» widerstreitet der Vorstellung, daß die Welt aus diskreten Einheiten, Monaden aufgebaut sei. Die Problematik, in welche hier die Monadologie verwickelt wird, ist aber nichts anderes, als das Labyrinth des Kontinuums. Dies war Leibniz wohl bewußt, weshalb er eifrig betonte, daß seine Lehre eine Auflösung des Labyrinthes enthalte. In Wirklichkeit ist es aber so, daß diese Auflösung eine wesentliche Voraussetzung für die gedankliche Geschlossenheit der Monadologie bildet.

Um nun diese Schwierigkeit zu überwinden, macht Leibniz eine dialektische Unterscheidung. Das Begriffspaar ist das des *Idealen* und *Realen*. Im Idealen, das ist hier das Mathematische — er heißt es auch das «Mögliche» — geht das Ganze vor den Teilen; im Realen — das ist die aus Monaden aufgebaute Welt — sind die Teile vor dem Ganzen. So schreibt Leibniz an Rémond (Juli 1714): «Dans l'idéal ou continu le tout est antérieur aux parties, comme l'Unité arithmétique est antérieure aux fractions qui la partagent, et qu'on y peut assigner arbitrairement; les parties ne sont que potentielles. Mais dans la réel le simple est antérieur aux assemblages; les parties sont actuelles, sont avant le tout. Ces considérations lèvent les difficultés sur le continu.»

Daß Leibniz diese Unterscheidung völlig ernst genommen hat, wird besonders im Briefwechsel mit de Volder deutlich. Dieser beginnt damit, daß er das Prinzip der Stetigkeit an die Spitze stellt.

Im weiteren Verlauf der Diskussion wird er aber gezwungen, folgende bemerkenswerte Aussage zu machen (11. Oktober 1705): «In Wirklichkeit ist die Materie nicht kontinuierlich, sondern diskret, indem sie tatsächlich ins Unendliche geteilt ist; und

kein Raumteil ist frei von Materie. Aber der Raum, wie die Zeit, ist nicht irgend etwas Substanzielles, sondern etwas Ideales und besteht in den Möglichkeiten oder in der Ordnung des koexistierenden oder der möglichen Dinge. Daher gibt es hier keine Teile, außer denen, die wir in Gedanken machen, und das Ganze ist vor dem Teil. Dagegen sind im Realen die Einheiten vor der Vielheit, und die Mengen existieren nur dank der Einheit. (*Entsprechend verhält es sich mit den Veränderungen, die in Wirklichkeit nicht kontinuierlich sind.*)» Der letzte Satz, den Leibniz in Klammern beigefügt hat, zeigt deutlich, daß hier die Gegensätze einfach nebeneinander gestellt werden. Weiter heißt es im selben Brief (11. Oktober 1705): «Durch aktuelle Änderungen wird auch die Zeit in Einheiten der Dauer aufgeteilt, wobei im ganzen die Zahl der Schöpfungsakte unendlich ist. Denn auch von der Zeit existieren nur die Augenblicke.»

Im letzten Briefe (19. Januar 1706) heißt es: «Wenn wir Ideales mit den realen Substanzen verwechseln, indem wir in der Ordnung des Möglichen aktuelle Teile, und in der Zusammenballung von Wirklichem unbestimmte Teile suchen, dann entwickeln wir uns ins Labyrinth des Kontinuums und in unauflösbare Widersprüche. Übrigens enthält die Wissenschaft des Kontinuums, d. i. des Möglichen, ewige Wahrheiten, die von den aktuellen Realitäten nie verletzt werden, indem der Unterschied immer kleiner ist als irgend ein aufweisbar gegebenes.»

Da nun in der Differentialrechnung, d. i. in der Wissenschaft vom Kontinuum, zwei Systeme identisch sind, wenn ihr Unterschied kleiner ist als irgend ein aufweisbar gegebenes; da weiter diese Wissenschaft nach Leibniz ewige Wahrheiten enthält, so ist in dem zweiten Satze schon ausgesprochen, daß der Unterschied des Realen und Idealen jenseits der logisch faßbaren Wahrheiten liegt.

Denn in der Mathematik und dort, wo logische Schlüsse ausreichen, verschwindet der Unterschied, den Leibniz postuliert. Ich möchte diese Position als dialektisch bezeichnen, indem sie Einwürfe dadurch erledigt, daß sie die Paradoxie zum Prinzip erhebt. Es scheint jedoch eine solche Haltung notwendig zu sein, falls man den Begriff der Einheit oder des Einen an die Spitze des Systems stellt. Dies hat schon Platon in seinem Parmenides-Dialog unübertrefflich gezeigt.

Man könnte nun, nachdem einmal erkannt ist, daß die ganze Denkarbeit auf eine Paradoxie herausläuft, die ganze Arbeit als nutzlos verwerfen. Würde es sich um eine mathematische Arbeit handeln, so wäre dies auch das einzig Richtige. Es handelt sich aber eben nicht *nur* um Mathematik. Vielmehr scheint mir die Monadologie ein Versuch zu sein, eine mathematisch-symbolische Welt aufzubauen. Das Paradoxon ist Repräsentant der Irrationalität der Welt. Wäre das Resultat mehr als ein Symbol, so hätte unser Geist göttliche Fähigkeiten. Daß solch ein Unterfangen in der Paradoxie endet, lehrt, daß wir, falls wir das nicht schon vorher wissen, nicht göttlichen Geistes sind. Diesem Geiste ist nur gegeben, wie Parmenides bei Plato von sich sagt: «das mühsame Spiel zu spielen, daß ich von mir selbst anfange und von meiner Voraussetzung, indem ich das Eins selbst zu Grunde lege, wenn es ist und wenn es nicht ist...»

Insofern Leibniz auch in solchem Spiel sich betätigte, gehört er unbedingt zu den Philosophen großen Stils. Der Mangel seiner Philosophie ist sein allzugroßer Rationalismus, welcher ihn verhindert hat, das Paradoxe seiner Aussagen zu sehen und daraus die Konsequenzen zu ziehen. So sagt Lao Tse, in der Erkenntnis, worum es geht:

Das Dau kann man aussprechen,
aber dann ist es nicht mehr das ewige Dau;
Seinen Namen kann man nennen,
nicht ist es der ewige Name,
Unnennbar ist es des Himmels und der Erde Gebärerin,
benennbar ist es der 10 000 Wesen Mutter.

Das Dau (Tao) ist die in aller Erscheinung wirksame Weltordnung, dem Weg der Sterne vergleichbar. Man kann darüber reden — aber gerade dadurch, daß man darüber redet, entschwindet ein wesentlicher Inhalt dieser Vorstellung.

Ich gebe dieses Zitat, um zu zeigen, daß es sich hier um ein Problem handelt, das keineswegs erst gestern gesehen wurde. Auch die Monadologie ist ein Versuch, eine Intuition in Worte zu fassen. Man sollte sich aber bei dem, was Leibniz gesagt hat, weniger daran halten, *was* er gesagt hat, als versuchen zu ahnen, *was* er ausdrücken wollte. Wenn wir daher seine Monadologie als ein mathematisches Gebäude deuten, so wird, wie mir scheint, ihr symbolischer Charakter besonders deutlich, und wir

werden dann nicht versucht sein, diese Aussagen wörtlich zu nehmen. Nun sind derartige symbolische Philosopheme eigentlich stets esoterisch. Die Menge wird nie verstehen, daß man eine Aussage machen kann, die man nicht ernst nehmen darf und der es doch ernst ist. Plato ist darin groß, daß ihm stets das Philosophieren ein mühsames Spiel ist. Leibniz hat darin wohl am meisten gefehlt, daß er seine Gedanken popularisieren wollte, wo dann er und alle andern die rationalistische Form mit dem Auszudrückenden verwechselten. Die Irrationalität der Welt ist bei ihm ja nur in jener paradoxen Auflösung des Widerstreites von Einheit und Vielheit ausgedrückt; in seiner eigentümlichen Konzeption des contingenten, das den Gesetzen der ewigen Wahrheiten unterworfen ist und doch ganz etwas anderes sein soll. Indem aber er und seine Nachfolger vergaßen, daß das ganze System auf dieser Paradoxie ruht, ist ihnen das Wissen um das Irrationale ganz entchwunden. Dadurch verlor die Ratio ihre bloß dienende Funktion. Die Aussagen werden das wichtige anstelle des Bemühens, worauf z. B. dann Voltaire mit klarem Blick im Candide hingewiesen hat. (Aus diesem rationalen Mißverständnis scheint mir mindestens z. T. jener eigentümliche, humorlose Ernst der späteren deutschen Philosophie erwachsen zu sein.)

Daß alle Erfahrung, sei sie äußerer oder innerer Art, irrational ist, d. h. etwas dem Geiste gegebenes, an dem er sich wohl bemühen kann, das er aber nur durch Abstraktionen zu fassen weiß, scheint mir selbstverständlich. Abstraktion ist aber eine Handlung, und ihr Resultat ist stets nur bedingt dem Gegebenen aequivalent. Gleichwohl ist die so gewonnene Erkenntnis die einzige für uns mögliche, und man braucht dieses Zugeständnis nicht als Skeptismus zu bezeichnen. Ich glaube aber, daß hieraus folgt, daß es apodiktische Wahrheiten nur in einem Spiel geben kann, wo der Geist sich seine Voraussetzung selber gibt — die Frage ist dann nur, was diese Voraussetzungen sonst noch bedeuten sollen. Diese Bemerkung enthält eine Kritik des Kantschen Versuches, sichere Aussagen zu gewinnen, indem er die ihm bekannten Formen der Erkenntnis als absolut hinstellte. Wie denn aber die Verstandesbegriffe auf die Erscheinung angewendet werden könnten, das zu erklären fiel auch ihm schwer — man lese das Kapitel über den Schematismus der reinen Verstandesbegriffe in der «Kritik der reinen Vernunft».